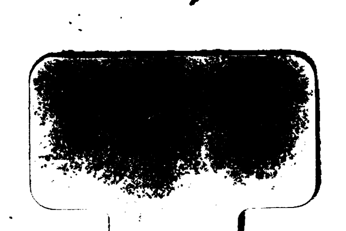
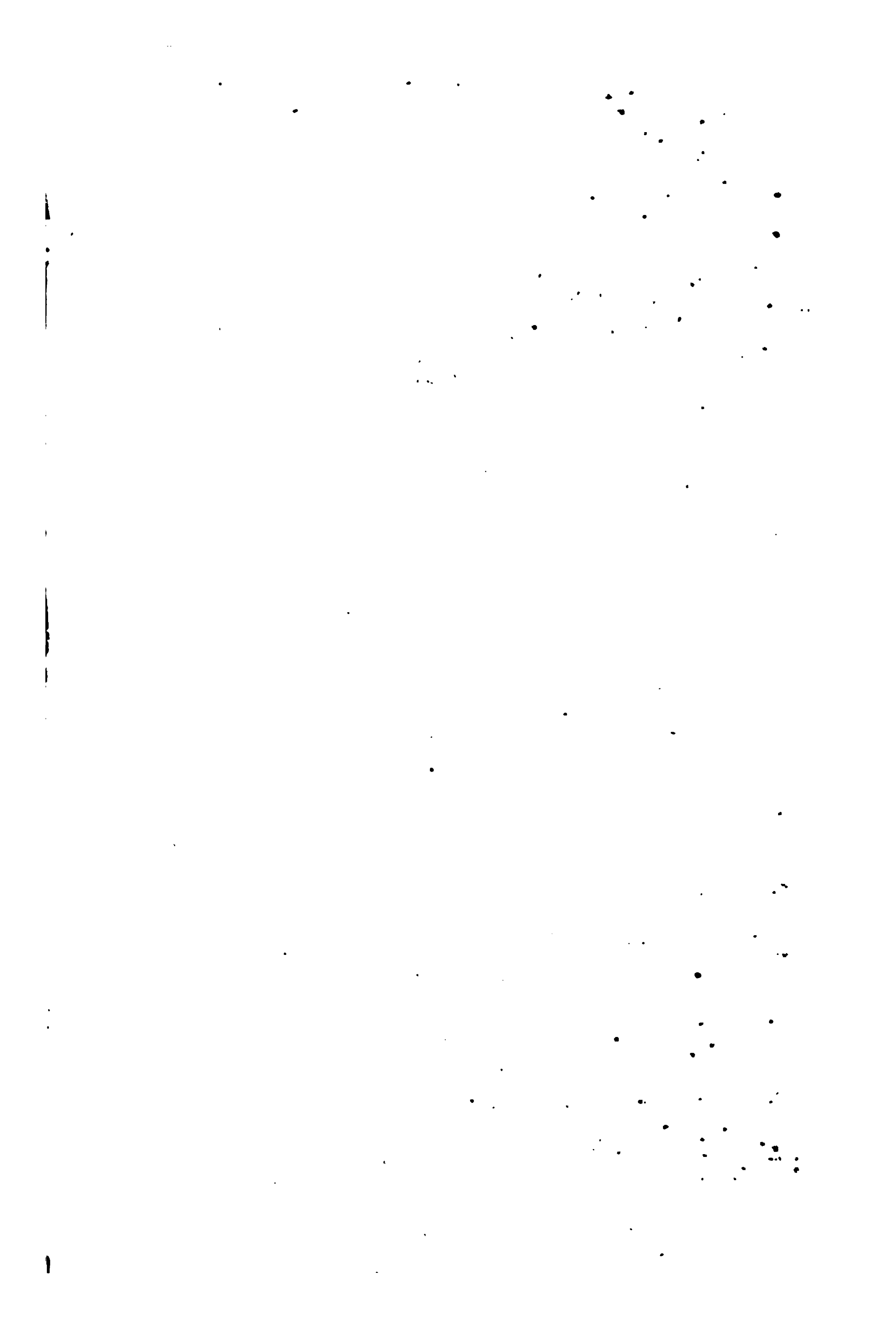


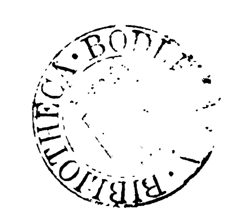








HERMANN KÖCHLY.



VORTRAG

gehalten

in Aarau am 6. October 1877 in der Jahresversammlung des

Vereins schweiz. Gymnasiallehrer

von

Dr. Arnold Hug,

ord. Professor der classischen Philologie an der Universität Zürich.

BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1878.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Hermann Köchly.

Fürstenschule und lateinische Bildung.

Hermann (August Theodor) Köchly, Sohn eines Buchhändlers, geboren den 5. August 1815 zu Leipzig, brachte einige seiner ersten Lebensjahre in Berlin zu und wurde sodann, nachdem sein Vater frühzeitig gestorben, vom 12. bis 17. Jahre auf der sogenannten Fürstenschule zu Grimma (Sachsen) erzogen (1827—1832). „Ich habe das Glück gehabt“, sagt er selbst,[1] „während dieser guten alten Zeit — ich nenne sie so in aufrichtiger Dankbarkeit! — meine Vorbildung auf der Fürstenschule zu Grimma zu erhalten, auf welcher unzweifelhaft jener von Ernesti geordnete Compromiss zwischen alter und neuer Bildungsrichtung mit bestem Erfolg Leben gewonnen hatte.“ Vorausgesetzt waren für den Eintritt in den sechsjährigen Curs mit unerbittlicher Strenge schriftliche und mündliche schlagfertige Sicherheit in der ganzen lateinischen Schulgrammatik und Festigkeit in der Formenlehre der attischen Prosa. Auf dieser Schule wurden die griechischen wie die lateinischen Classiker lateinisch interpretirt, in den untern Classen schwere lateinische Specimina aufgegeben, d. h. Umwandlung echt deutsch stilisirter Dictate in gutes Latein, in den obern Classen lateinische Verse, lateinische Gedichte und freie lateinische Aufsätze gemacht, in Prima noch besondere lateinische Disputirübungen gehalten. Hervor-

[1]) In seiner Schrift: Gottfried Hermann. Heidelberg 1874. S. 107.

ragende Lehrer in diesen Uebungen waren vor allen Weichert und Wunder. Aber auch das Griechische wurde in Grimma mehr, als es sonst in der alten schola latina üblich war, fest und solid betrieben, wenn auch die im Lateinischen üblichen praktischen Uebungen bei dieser Sprache zurücktraten; Köchly schreibt diesen Vorzug der Fürstenschule insbesondere auch dem Einfluss Wunders, eines eifrigen Schülers G. Hermanns zu. Ausser den zwei altclassischen Sprachen waren Geschichte und Deutsch gut vertreten; im letzteren Unterrichtsfache wurde eine Uebersicht über die Geschichte der Litteratur gegeben und besonders auf angemessenen und ausdrucksvollen Vortrag gehalten. Verachtet war bei den Schülern das Französische, das übrigens doch Lehrgegenstand war, aus verschiedenen Gründen, — und wehe dem, der sich darin auszeichnete; von der Algebra vernahm Köchly während der sechs Jahre „kein Sterbenswörtchen", in der Geometrie kam man bis zum pythagoreischen Lehrsatz. Der Religionsunterricht, der, weil durch achtunggebietende Persönlichkeiten gegeben, sich die volle Achtung der Schüler erzwang, war beherrscht von dem specifisch altsächsischen Rationalismus, dem sogenannten rationalismus vulgaris, der in gewissen Unterrichtsstunden sehr deutlich, aber ohne Fanatismus und mit zarter Berufung auf die spätere eigene freie Ueberzeugung der Schüler vorgetragen wurde. Es scheint übrigens, dass damals, wie jetzt noch in Preussen, der Religionsunterricht nicht blos von Theologen, sondern etwa auch von Vertretern anderer Fächer gegeben wurde; wenigstens erzählte uns später Köchly, dass er bei der Anmeldung auf die erste Gymnasialstelle, die er bekleidete (in Saalfeld), unter andern auch eine Probelection im Fache der Religion, über die Eigenschaften Gottes

zu geben hatte, und er fügte lächelnd hinzu, dass er gerade durch diese Stunde besondern Eindruck gemacht und ihr allem Anschein nach den Sieg über seine Mitbewerber zu verdanken gehabt habe.

Das Resultat dieser Bildung entsprach völlig dem Hauptzweck: Sicherheit in Handhabung der Form, zunächst und vor allem im lateinischen Ausdruck, sowohl schriftlichem wie mündlichem, — dann aber mehr indirect als direct auch in der Muttersprache selbst.

Wie verhielt sich nun der junge Köchly diesem offenbar einseitigen Bildungsstoff gegenüber? Da er später in Sachsen als Hauptkämpfer gegen diese formale Bildung auftrat, so wäre man von vornherein geneigt anzunehmen, dass er schon als Gymnasiast sich innerlich gegen ihre Fesseln auflehnte, dass ein von ihm im Stillen wenigstens gehegter Widerwille später zu bewusster Oppositionsthat geworden sei. Von einer solchen Stimmung des Schülers Köchly ist jedoch keine Spur zu finden. Einerseits nämlich waren jene Männer, die in Grimma diese formale Bildung pflegten und leiteten, durchaus nicht geistlose Pedanten, sondern sie verbanden mit dieser Richtung eine gewisse Begeisterung für das Alterthum selbst; anderseits war Köchly's natürliche Begabung gerade nach der formalen Seite hin eine eminente; es war ihm Gelegenheit geboten in regem Wetteifer mit auserwählten Mitschülern seine Fähigkeiten zu erproben und sein Talent nach dieser Seite hin auszubilden. Prof. Wunder junior in Grimma [1]) erinnert sich oft von seinem Vater gehört zu haben, dass der junge Köchly in den von jenem geleiteten lateinischen Disputirübungen alle seine Mitschüler an Schlagfertigkeit übertraf.

---

[1]) Nach gütiger briefl. Mittheilung.

Köchly hat übrigens selbst [1]) noch in spätern Jahren bezeugt: „Kein Wunder, dass wir „Fürstenschüler" — wie wir uns mit Stolz nannten — für jene Bildung schwärmten und in dieser Beziehung uns gegenseitig durch Wetteifer und Unterstützung vielleicht nicht minder anspornten und förderten, als es durch unsere Lehrer geschah." Damit stimmt auch das Geständniss, das er schon im Jahre 1846 ablegte [2]), dass erst die Schule des Lebens ihn von dem grammatisch-kritischen Standpunkte befreit, auf welchen ihn die Schule des Gymnasiums (und der Universität) gestellt habe. Aber noch mehr, trotz der Opposition, die er gegen diese Art der Bildung nachher erhob, hat er auch später noch mit Vergnügen, mit einer gewissen Dankbarkeit, mit Virtuosität die Waffen, die ihm jenes Rüstzeug an die Hand gab, verwendet, ja wir dürfen vielleicht sagen, ohne die formale Bildung der sächsischen Fürstenschule wäre eine seiner glänzendsten Eigenschaften, die Rednergabe, nicht zu der Vollendung gelangt, die ihn gerade als Hermann Köchly specifisch ausgezeichnet hat. Doch wir wollen hier bei dem engern Gebiete, der Handhabung des lateinischen Idioms in Wort und Schrift stehen bleiben.

Es war sehr unvorsichtig von einem der Hauptgegner Köchly's in jenem Kampfe über die Organisation der Gymnasien, von dem bekannten und verdienten Rector der Thomasschule in Leipzig, Gottfried Stallbaum, als er in seiner Streitrede: „Das Griechische und Lateinische etc." [3]) folgende Provocation hinzufügte: „hierüber aber mitzu-

---

[1]) a. a. O. S. 109.

[2]) Vermischte Blätter zur Gymnasialreform, Dresden und Leipzig 1847, I. S. 29.

[3]) Leipzig 1846, S. 48; siehe Verm. Blätter I, S. 123.

sprechen können in der That blos diejenigen eine Berechtigung haben, welche der Sache kundig sind. Leute, welche von eigener Fertigkeit im Lateinischen und Griechischen weder Beweise gegeben haben, noch solche geben können, sollten auch darüber nicht eintreten wollen, und am besten wäre es daher, wenn man solche bei obschwebenden Verhandlungen darüber mündlich oder schriftlich eine kleine Probe ihrer Kenntnisse ablegen liesse." Hierauf antwortete Köchly daselbst also:

„1) Ich stehe Herrn Rector Stallbaum sehr gern nicht nur zu einer lateinischen Disputation, sondern auch zu anderweitiger Beweisführung „eigener Fertigkeit im Lateinischen und Griechischen" zu Diensten, natürlich unter der Bedingung der Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit, und namentlich auch mit der Forderung, dass mir Herr Rector Stallbaum in freier deutscher Rede Revanche gibt.

2) Ich fordere Herrn Rector Stallbaum auf, bei dem hohen Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichtes sich dahin zu verwenden, dass die von mir „zur Gymnasialreform S. V f" verlangte allgemeine Versammlung berufen und öffentlich abgehalten werde.

In beiden Fällen muss es ihm ja leicht werden, mich auf lateinisch und deutsch in „meines Nichts durchbohrendes Gefühl" zurückzuschleudern. Nun?

Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen?
Mag er's nur sagen,
Ich spiel' ihm auf."

(Damals war Köchly 32 Jahre alt.)

Diese Fähigkeit des Lateinschreibens und Lateinsprechens, die Köchly von der Fürstenschule her mitgebracht, wurde nämlich durch die Universitätsstudien lebhaft gefördert, insbesondere durch G. Hermann.


600013949W

dieser Genuss und diese Gelegenheit zu eigener Uebung von ihm vorenthalten worden sei, meinte er nach wie vor, dass das Lateinschreiben und Lateinsprechen vor allen aus den Gymnasien zu verbannen, dass es auch für Philologen kein nothwendiges Requisit sei, höchstens ein anregendes, lustiges Spiel, wie er denn auch früher schon den Behauptungen Stallbaums die Worte seines Gesinnungsgenossen Eichstädt entgegenhielt [1]: quis neget latinarum literarum peritiam in esse in eo posse, qui Latine nec loquatur nec scribat? Wenn er später im philologischen Seminar allerdings auch lateinische Uebungen eingeführt habe, so sei das nur eine Accommodation an die noch in den übrigen Seminarien Deutschlands herrschende Mode, die an diesem Luxusartikel noch festhalten; nur selten brachte man Köchly zu dem Zugeständniss, dass die praktische Uebung im lateinischen Stile für den Philologen wenigstens eine Unterstützung seiner Studien bilden könne; in solchen nachgiebigen Momenten bemerkte er, dass auch in Beziehung auf die Gymnasien seine frühere scharfe Opposition weniger einem vernünftigen mässigen Gebrauch als dem herrschenden Uebermaass gegolten habe, den er auch jetzt noch als Unfug bezeichne.

Universität Leipzig. Die Betrachtung der Latinität Köchly's und der formalen Uebung überhaupt hat uns bereits auf die Universitätsstudien desselben geführt. Köchly bezog als 17jähriger Jüngling die Landesuniversität Leipzig 1832 und gehörte derselben bis zum Jahre 1837 an.

G. Hermann scheint in Leipzig der einzige Mann gewesen zu sein, der auf den jungen Studirenden einen nach-

[1]) Verm. Blätter I p. 121, aus Eichstädt de finibus sermonis latini in usu academico regundis, Jenæ 1846, p. 6.

haltigen Einfluss übte, einen so nachhaltigen, dass er 40 Jahre nachher — trotz der inzwischen eingetretenen Spannung zwischen Lehrer und Schüler — im Stande war in lebendigster und eingehendster Weise das Bild desselben aus dem Gedächtniss zu reproduciren. Insbesondere wirkte, abgesehen von den exegetischen Vorlesungen Hermanns, — über die systematischen sagt Köchly weniger — auf ihn wie auf so viele andere die societas græca. In dem Programme, das von derselben handelt, erzählt er uns auch mit liebenswürdiger Selbstverleugnung, auf welche Weise er in diese Societät aufgenommen ward. Da diese Erzählung für beide, Lehrer wie Schüler, charakteristisch ist, möge sie hier Platz finden: Köchly hatte behufs der Aufnahme eine Reihe schwieriger Stellen aus Euripides' Helena behandelt: coniecturas proposueram in Euripidis Helenam, temerarias, futiles — quales multæ hoc tempore profundi solent. Adversarii partes agebat Theodorus Bergkius, multo ille me superior, severe et acute, sed humane. Equidem me defendebam, satis fortiter, ut in causa sensim labante, sed tamen, ut quæque coniectura difflata concidit, minus minusque mihi meæque coniectandi sollertiæ confidens. Tandem Hermannus, cum ille ei libellum meum rubrica bene notatum reddidisset, „recepimus te“, inquit, „vir humanissime, in societatem græcam propter rationem, qua locos a te electos tractavisti, quamvis non propter effectum. Nam cum triginta locos emendaveris, accidit, ut nullum recte emendaveris. Speramus tamen fore, ut recte aliquando emendare discas“. Quæ vox quam alte in animum meum descenderit, dici non potest. Hier tritt uns zu gleicher Zeit die ganze phantasievolle Lebendigkeit des jungen Studirenden entgegen, dessen Eifer noch sehr der Zügelung bedarf, und die

scharfe, aber humane Kritik des Meisters, welche die Strebsamkeit und Tüchtigkeit des jungen Mannes aus dem überschäumenden Eifer mit klarem Blicke herausfindet. Der junge Köchly aber nahm das Urtheil seines Lehrers unbefangen hin, wie es gemeint war, und liess sich dadurch nicht abschrecken, sondern zu noch kräftigerem Streben anspornen.

Hermann war damals schon sechzig Jahre alt, als Köchly in die griechische Gesellschaft trat. Aber noch wirkte der Zauber seiner ganzen Persönlichkeit auf seine Schüler fort. Die sichere Logik, mit der Hermann die verwickeltsten Discussionen leitete und entwirrte, die eigenthümliche Mischung schneidigen (aber nie launischen) Urtheils mit liebevollster Humanität und Nachsicht, zu Tage tretend bei einem Manne, der nie Pädagoge im engern Sinne des Wortes gewesen war, erschien den Jünglingen als das pädagogische Ideal, das noch zündend fortwirkte in die spätere Berufsthätigkeit. Dazu gesellte sich in den Vorlesungen, vorab den exegetischen, der gewaltige, electrisirende Vortrag namentlich griechischer Dichter, die angemessene, nie mit leerem Citatenprunk sich schmückende Erklärung, die nach Köchly's Erzählung einen grünen Jungen unter den damaligen Philologiestudirenden zu der classischen Aeusserung veranlasste: „ich gehe nicht mehr zu Hermann, weisst du, der ist mir nicht gelehrt genug“, die Kraft und Würde seiner Polemik, die philosophische (Kant'sche) Basis, auf der Hermann in den systematischen Collegien und Schriften die Grundbegriffe der Grammatik und Metrik aufbaute, die Festigkeit und Entschiedenheit, mit der er gelegentlich in theologischen und philosophischen Fragen seinen Standpunkt nahm, in der Theologie als Rationalist und Verfolger der orthodoxen „Bluttheologie“,

in der Philosophie als Kantianer, Verächter des Hegel'schen Schwindels, der preussischen Staatsphilosophie, in der ästhetischen Beurtheilung litterarischer Kunstwerke der Feind der Aesthetiker κατ' ἐξοχήν, Alles das machte unauslöschlichen Eindruck und bestimmte den Ideenkreis auch der selbstständigern Naturen unter seinen Schülern, liess ferner über gewisse Einseitigkeiten hinwegsehen — über die Geringschätzung der realen Forschung eines Böckh und O. Müller, über den Abscheu gegen die Anfänge der Sprachvergleichung, über die geringe Taxirung der Bedeutung antiker Monumente. Kurz Hermann war, um mit einem andern Hermannianer, Thomas in München [1]), zu sprechen: „seinen Schülern Lenker der Gedanken und Richter der Sitten." So nahmen denn die Jünglinge Partei für ihn auch da, wo sie noch kein selbstständiges Urtheil haben konnten, und feierten seine Triumphe in der Wissenschaft als die ihrigen. Und von den begeisterten Schülern war Köchly mit einer der begeistertsten; hievon zeugt die mehrfach schon genannte Schrift, die aus einer Gedächtnissrede auf den hundertjährigen Geburtstag G. Hermanns erwachsen ist. Dieselbe zeigt uns auch, wie wenigstens ein beträchtlicher Theil der Studien, durch die Köchly sich allmälig einen Namen machte, auf Anregungen oder specielle Aufforderungen des Meisters zurückzuführen ist. So seine Erstlingsarbeiten über die spätern griechischen Epiker; aber auch die homerischen Forschungen Köchly's, deren erstes Debüt 1845 ein Vortrag in Darmstadt, das letzte 1862 ein Vortrag in Augsburg war (beides an Philologenversammlungen) werden von Köchly selbst auf einen Besuch bei Hermann, den der damals

[1]) bei Köchly G. Hermann, S. 327.

26jährige Dresdener Gymnasiallehrer bei jenem machte, zurückgeführt. Bei dieser Gelegenheit übergab ihm Hermann sein eigenes Exemplar der damals noch nicht im Buchhandel erschienenen Betrachtungen Lachmanns über die Ilias.[1] „Er verband damit eine Anleitung, wie ich dieses durch seine lakonische Kürze oft räthselhafte Schriftchen durcharbeiten müsse, um ein selbstständiges Urtheil zu gewinnen und eventuell die Untersuchung weiter zu fördern" — „wenn ich seitdem das Glück gehabt habe, noch durch anderweitige Versuche den Hass der „Einheitshirten" bis auf die neueste Zeit redlich zu verdienen, so verdanke ich dies alles jenem ersten und einzigen Gespräch mit Hermann über die Lachmann'schen Betrachtungen."

Zu diesen durchaus vorwiegenden Hermann'schen Anschauungen und Anregungen brachte der junge Mann seinerseits sprühende Empfänglichkeit und einige ihm eigenthümliche Neigungen. Dahin ist zu rechnen das eifrige Studium der neuern deutschen Litteratur, das, auf dem Gymnasium geweckt und auch durch Hermanns Vorlesungen über griechische Dramen angeregt,[2] durch ein namentlich für wörtliche Erinnerung an classische Stellen und Lieder wahrhaft staunenswerthes Gedächtniss unterstützt, von Köchly jedenfalls eifrig und selbstständig gepflegt wurde, wozu nicht am wenigsten häufiger Besuch der berühmten Leipziger Bühne beitrug. Ganz auf Rechnung des jungen Studirenden haben wir es sodann zu setzen, dass in die von Hermann geleiteten philosophischen Disputationen ein ihnen sonst fremdes Gebiet, das der Politik, eingeführt ward. Da wählte sich der junge,

---

[1]) G. Hermann, S. 40.

[2]) Vgl. auch die ästhetischen Zergliederungen euripideischer Dramen in den Einleitungen zu Hermanns Ausgaben.

auf der „Fürstenschule“ erzogene Sachse als Thema den Satz, dass die demokratische Republik die beste Staatsform sei, da vindicirte er ein anderes Mal den Studirenden die Pflicht, bis auf einen gewissen Grad Politik zu treiben; am meisten habe ihn, erzählt er, Hermann durch die Frage in die Enge getrieben, woher wohl der studiosus philologiæ die Zeit zum Politisiren nehmen solle. Ja ein drittes Mal war Köchly naiv, man möchte fast sagen ehrlich-malitiös genug, die scribendi libertas d. h. die Pressfreiheit zu vertheidigen und lebhaft gegen die Censur zu Felde zu ziehen. Malitiös aber war die Wahl dieses Thema's Hermann gegenüber deswegen, weil, wie die Studenten wohl wussten, nach den eigenthümlichen Einrichtungen Sachsens gerade G. Hermann als Professor der Litteratur mit der Censur der sämmtlichen belletristischen Schriften, Prosa und Poesie, von Amtswegen betraut war, welche Stellung ihm übrigens einen ansehnlichen Zusatz zu seiner Besoldung verschaffte. Er übte dieses Amt in einer den Buchhändlern und Autoren mehr als den Oberbehörden angenehmen, d. h. recht liberalen Weise und liess sich von seiner Frau darin unterstützen, welche anstössige Stellen mit einem Nadelstich versah. Hermann war unbefangen genug, auf das verfängliche Thema einzugehen und dem jungen Fragesteller in liebenswürdigster Form den Nutzen einer freilich liberal zu handhabenden Censur auseinanderzusetzen — ein Thema, das er übrigens acht Jahre später mit voller Wärme der Ueberzeugung, als man mit der Abschaffung Ernst machen wollte, in einer Rede verfochten hat.

Von der Frühreife und der hervorragenden Begabung des jungen Köchly zeugt es, dass er schon nach zwei Jahren (1834) promovirte. Eine Dissertation wurde da-

mals noch nicht verlangt, wohl aber ein Clausuraufsatz in lateinischer Sprache, der sehr strengen Stilanforderungen unterworfen war. Auf dem Diplom hiess der Promovirte philosophiæ doctor et artium liberalium magister. Der erstere Titel aber, phil. doctor, wurde damals gerade lebhaft bestritten; die alten „echten“ Doctoren der positiven Wissenschaften, Theologie und Medicin, erkannten in dem einfachen Gebrauch des Doctortitels bei Philosophen einen Missbrauch und hatten eben in Sachsen das curiose Rescript durchgesetzt, dass ein in der Philosophie Promovirter sich officiell nur nach dem zweiten Titel Magister nennen dürfe. Das Rescript wurde belacht und gerieth bald in Vergessenheit, Köchly aber wurde von seinen Freunden scherzeshalber lange Zeit nur Magister genannt. Der junge Magister blieb noch volle 3 Jahre als Studirender an der Universität.

Schuldienst 1837—1849. Köchly trat sodann nach beendigten Universitätsstudien in den Schuldienst. Er war von 1837 bis 1849 Gymnasiallehrer, zuerst drei Jahre lang in Saalfeld (Meiningen), wohin ihn zunächst Hermann, sodann, wie wir oben erzählten, seine Probelection, besonders im Fache der Religion, empfohlen hatte. In den Jahren 1838 und 1840 erschienen seine zwei Erstlingsschriften, deren erster Ursprung noch der Universitätszeit angehört: beide aus dem Gebiete der Epiker.[1] Sowohl in Saalfeld als hernach an der Kreuzschule in Dresden, wo er neun Jahre lang wirkte, gelang es ihm in kurzer Zeit bei den Schülern wahre Begeisterung für seine Person wie für sein Unterrichtsfach zu erwecken; ich habe dies aus dem Munde mehrerer Sachsen bezeugen hören und

[1]) Ueber Apollonius und Oppian und über Quintus Smyrnæus (letztere Schrift in den Acta soc. græc. Vol. II).

Stark beruft sich in seiner Grabrede auf Köchly [1]) auf das Zeugniss von Treitschke's, der einst in Saalfeld sein Schüler war und dieser Stunden noch später mit Dankbarkeit gedachte. Köchly besass nicht blos die Gabe fesselnder und plastischer Darstellung und lebhaftester Anregung, er imponirte auch durch sein markiges Auftreten und sonores Organ; er war auch darin geborner Schulmann, dass er sich vortrefflich der Fassungskraft der Knaben anzubequemen wusste. Bei seinem lebendigen Geiste und dem unbedingt in ihm wirkenden Ehrgeize war nicht zu erwarten, dass er sich in die Schul- und Studirstube vergraben werde: empfänglich für Anregungen von Aussen, nicht geschaffen zu rein beschaulich gelehrtem Forschen, liess er sich in Saalfeld zunächst durch einen Kreis von Collegen, die andere Disciplinen, insbesondere die Naturwissenschaften vertraten, beeinflussen, und empfand die erhaltene Vorbildung als eine einseitige. In Saalfeld muss es auch gewesen sein, wo er, wie seine Freunde, seiner Begabung zur parlamentarischen Rede inne wurden, als er das Mitglied einer Lesegesellschaft, einen Alle schon längst ärgernden, aber von Allen gefürchteten intriganten Krakehler mit einer wahren Philippika plötzlich und Allen unerwartet niederdonnerte. [2]) In Dresden sodann erweiterte sich der Kreis seiner Bekanntschaften, er trat in lebhaften Verkehr mit den dort Ton angebenden Künstlern, Kaufleuten, liberalen Politikern. Unter den mannigfach dort brodelnden Reformideen wurde auch die Reform der Schule genannt, und Köchly, der sich in seinem Innersten empörte über den vielerorts, insbesondere an den sächsischen Gymnasien herrschenden Philologenzopf, beschloss, nachdem er den

[1]) Allg. Zeitung 1876, Nr. 361, vom 26. Dec., S. 5518.

[2]) So erzählte er selbst öfter.

Boden vorläufig sondirt, eine Reform der Gelehrtenschule anzubahnen. Ohne seine älteren Collegen an der Kreuzschule zu consultiren, was ihm nachher übel ausgelegt wurde, ohne seinen geliebten Lehrer G. Hermann zu befragen, was auch diesen ihm von da ab entfremdete, that er den Wurf in der 1845 in Leipzig erschienenen Schrift „über das Princip des Gymnasialunterrichtes in der Gegenwart.“ Köchly entschuldigt die etwas flüchtige und eilige Redaction und die mitunter vorkommenden subjectiven Pointen mit folgenden Worten: „Wen mancher Ausdruck zu schroff und hart dünkt, der möge bedenken, dass nur der tiefe Schmerz über die Nichtachtung, um nicht zu sagen Verachtung, welcher Philologie und Philologen heutzutage in der öffentlichen Meinung anheimgefallen sind, dergleichen mir eingegeben hat.“ Die Schrift hat das charakteristische Motto aus Cicero: „Nos, nos dico, aperte desumus.“ Das Ziel war negativ der Sturz des alleinherrschenden lateinischen Formalismus mit seinen Anhängseln, dem Lateinsprechen, den freien lateinischen Aufsätzen, der lateinischen Interpretation; nicht soll fortan die Lectüre blos als Mittel zur Einübung der Grammatik verwendet werden; positiv die Herstellung einer wirklich altclassischen Vorbildung, welche nach sicherer und fester Grundlegung der grammatischen Elemente durch umfangreiche, vielfach cursorische Lectüre ein Bild der griechischen und römischen Cultur in ihren verschiedenen Richtungen geben soll; diese Lectüre ist nach historischen Gesichtspunkten richtig auszuwählen und anzuordnen. Die Bewegung kam in Fluss, als Köchly im Herbst 1846 den Dresdener Gymnasialverein bildete. Es erhoben sich zunächst eine Reihe von Kundgebungen und Streitschriften, darunter der schon genannte Angriff des Rector Stall-

baum, dem aber Köchly in seiner Antwort ziemlich übel mitspielte und dessen schleppenden, in unabsehbaren Perioden sich ergehenden deutschen Stil er nicht ohne Geschick als ein Product lateinischer Phraseologie verhöhnte und an einzelnen Beispielen zergliederte. Es fehlte auch nicht an Denunciationen: so wurde in einer Flugschrift, betitelt „Bemerkungen zu dem Entwurf der Satzungen des Gymnasialvereins in Dresden" besonders bekrittelt, dass der Verein nach seinen Statuten „jeden unbescholtenen Mann" aufnehme, ja dass er sogar zu einzelnen Verhandlungen Damen den Zutritt gestatte. Das sei gleichsam eine Permanenzerklärung: „Fasst man auch nicht das Unternehmen von einer so gehässigen Seite auf und unterstellt man dem Unternehmer oder den Unternehmern, wenn deren mehrere sind, nicht gerade die Absicht, das Schulregiment durch eine demagogische Körperschaft in dem Staate zu schwächen und die Schulzucht unter den permanenten Einfluss einer Gesellschaft zu stellen (worüber das Urtheil der Weisheit der hohen Staatsregierung zu überlassen ist,[1]) so scheint doch, ganz abgesehen von solchen Tendenzen, der Verein, welcher seiner ganzen beabsichtigten Zusammensetzung nach nur örtliche Schulinteressen zu berathen Beruf haben kann, sich das Ansehen zu geben, als ob er für das ganze Vaterland und dessen Gymnasien zu sorgen habe." Sodann an einer andern Stelle[2]): „mögen die unbescholtenen Herren Dresdener ihre Weisheit für sich behalten und die Andern wenigstens nicht schelten; ist etwas bei ihnen schwarz, was weiss sein sollte, so mögen sie ihre Pinsel gebrauchen. Wir aber fordern zur Ehre des Vaterlandes, dass

---

[1]) Deutliches Winken mit dem Zaunpfahl.

[2]) S. 4. Die Flugschrift gieng von Leipzig aus.

sie die Ehre der andern Gymnasien nicht antasten, wir fordern es von ihnen als unbescholtenen Männern." Andere warfen Köchly vor, dass er in den Gymnasien politische Redner heranbilden wolle; einer citirte gegen ihn die Worte aus dem Ludus des Nævius [1]):

Cedo qui vestram rempublicam
Tantam amisistis tam cito?
Proveniebant oratores novi stulti adulescentuli.

Dass Köchly solchen Denuncianten in seinen Erwiderungen nichts schenkte, versteht sich von selbst. Es fanden sich aber neben diesen heftigen Gegnern auch ruhige Männer namentlich aus andern Ländern, die in Anzeigen der ersten Schrift Köchly's, sowie in Besprechung einer zweiten sich theilweise beistimmend, theilweise ablehnend verhielten. Diesen ward von Köchly auch eine würdige und ruhige Antwort zu Theil. Wir nennen darunter Peter, Foss, Ameis und unsern verehrten Veteranen Rauchenstein. [2]) Die Replik Köchly's gegen den letztern schliesst mit den Worten [3]): „welch' ein Abstand zwischen Herrn Rector Rauchenstein in Aarau und Herrn Rector Stallbaum in Leipzig." Köchly scheidet von ihm mit Dank für die eben so humane als gründliche Kritik und mit dem aufrichtigen Wunsche, ihn recht bald wieder als Mitarbeiter auf dem gleichen Felde zu erblicken. — Dies sollte bald noch in anderer Weise, als es gemeint war, in Erfüllung gehen — im Schweizerischen Gymnasiallehrervereine. — Die Thätigkeit Köchly's aber muss in dieser Zeit eine wahrhaft fieberhafte gewesen sein, es ging natürlich der Schulunterricht, theilweise noch der

[1]) Verm. Blätter I, S. 105.
[2]) In Magers Revue.
[3]) Verm. Blätter I, S. 145.

schon früher begonnene lateinische Privatunterricht, den er dem jetzigen König von Sachsen zu ertheilen hatte, nebenher. Der Dresdener Gymnasialverein hielt vom 20. September 1846 bis zum 17. April 1848: 25 Sectionsberathungen, 45 Ausschusssitzungen, 35 Hauptversammlungen, 26 Vortragsabende vor einem grossen Publicum, und fast an all' diesen hatte Köchly einen hervorragenden Antheil. Welche Summe von Redefertigkeit, welche Geduld im Anhören und Widerlegen von mitunter auch ganz curiosen Voten, welche Geduld in der immer wieder neuen Einschärfung seiner Ideen und in dem Anhören von Wiederholungen, welche nun einmal vor allen andern den pädagogischen Verhandlungen als unveräusserliches Erbtheil angehören, welcher Aufwand von Körper- und Geisteskraft, aber auch welche Summe von Begeisterung für eine gute Sache muss in ihm gewesen sein! Wenn ich vorhin von curiosen Voten sprach, so berufe ich mich auf die von Köchly herausgegebenen „Vermischten Blätter" selbst, welche die Discussionen ziemlich ausführlich enthalten; gab es doch auch im Dresdener Gymnasialverein wunderliche Heilige. Prof. Richter wollte (wie neuerlich Dühring) dem Latein und Griechisch überhaupt den Garaus machen, den gesammten Gymnasialunterricht auf die Naturwissenschaften und die Anschauung gründen. Die Anhänger des bisherigen Gymnasiums nannte er die Verfechter der schriftgelehrten Bildung, seinen Standpunkt den der sachgelehrten Bildung: „die Vertreter dieses, des sachgelehrten Standpunktes haben die Meinung, ein tüchtiges realistisches Rostbeaf, in eigener Sauce gebraten, gebe die meiste Kraft. Zwischen beide aber hat sich Dr. Köchly gestellt, welcher auf der einen Seite ein Butterschnittchen, dazu aber etwas realistische Kost für zuträglich hält."

Ein andermal hat Köchly die alten Sprachen gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, dass ihnen jede angemessene Interpunction fehle. Derselbe Mann wirft ihnen vor, dass sie keine zweckmässige Zahlenbezeichnung hätten (was Niemand bestreiten wird), insbesondere aber auch noch, dass sie sich keiner grossen Anfangsbuchstaben bedienen! [1])

Köchly selbst hatte ursprünglich das altclassische Gymnasium nur für Theologen, Juristen, Philologen als Vorbereitungsanstalt verlangt, die künftigen Mediciner und Naturforscher dagegen auf ein Realgymnasium verweisen wollen. Weder Richters Standpunkt, noch dieser ursprünglich Köchly'sche wurden adoptirt. Köchly sah sich genöthigt, ein einheitliches Gymnasium, [2]) das auch für die Vorbildung der Naturforscher und Mediciner dienen sollte, zu befürworten. Er erklärt dies mehr als ein vorläufiges Zugeständniss; da sich die verschiedenen Ansichten nicht hätten einigen können, müsse man die endgültige Lösung der Zukunft überlassen. Einstweilen sei es besser, man errichte einerseits reformirte Gymnasien, in denen die Naturwissenschaften und Mathematik ihren gewissen Platz fänden und der classische Unterricht in der von ihm gewünschten Weise modificirt sei, und daneben Realgymnasien. Zwischen diesen beiden werde die spätere Zukunft entscheiden. So im Jahre 1846. Wie viel weiter sind wir 1877?

Aber dieses einheitliche Gymnasium war sehr schwer zu vereinbaren. Als lange Debatten nicht zum Ziel führten, ward in letzter Stunde der Plan zu einem Vereinsgymnasium aufgestellt, das man fast als ein Nothgymnasium bezeichnen möchte. Im 10. Jahre beginnt das Französische, im 12. das Latein, im 14. das Griechische,

---

[1]) Verm. Blätter I, S. 159.

[2]) Verm. Bl. I, S. 9.

Mathematik zu wöchentlich 4 Stunden, naturwissenschaftliche Fächer bald zu 2, bald zu 4. Eigenthümlich war hier das Voraufgehen des Französischen, woran Köchly offenbar vorher nie gedacht hatte, das er jetzt aber, um Einigung zu erzielen, lebhaft befürwortete. Es erinnert das an Gedanken, die auch bei uns speciell in Zürich auftauchten und hier im Schoosse unseres Vereins auch das Object gründlicher Debatten wurden — ich erinnere an das Referat unseres Mitgliedes Thomann, der das Voraufgehen des Französischen vor dem Latein mit schlagenden Gründen bekämpfte. Immerhin mag aber darauf hingewiesen werden, dass der Dresdener Vereinsplan dem Latein immer noch sieben Jahre einräumte, während der betreffende Zürcher Plan darin fortschrittlicher ist, dass er dieser Sprache — bloss drei Jahre zuweist. Die damals über dieses Voraufgehen des Französischen in Sachsen gepflogene Discussion, verglichen mit der unsrigen, beweist, dass seitdem die romanische Philologie und die Vorbildung der Lehrer moderner Sprachen an den Gymnasien grosse Fortschritte gemacht hat, sonst hätte Köchly nicht dem Einwand, dass doch das Französische auf das Lateinische sich aufgebaut habe und nicht umgekehrt, mit der Erwiderung begegnen dürfen, dass die Lehrer des Französischen auf Gymnasien seines Wissens doch nie auf das Lateinische recurriren. Heutzutage müsste das als ein Hohn auf unsere Französisch-Lehrer an den Gymnasien empfunden werden.

Revolution und Sturz derselben. Ueber diesen Verhandlungen kam die Revolution von 1848, bekanntlich in Sachsen von ausgeprägt demokratischem Charakter. Sie erfasste auch die Schule. Am 25. April erklärten 500—600 sächsische Lehrer die gesammte Volkserziehung als Staatssache, verlangten, dass die Leitung des Volkserziehungs-

wesens einem Erziehungsrath von Sachverständigen zu übergeben sei, an dessen Spitze ein besonderer Minister des öffentlichen Unterrichtes stehe. § 16 des zu der zweiten allgemeinen Lehrerversammlung von Fricke, Kell, Köchly, Thomas, Zschetzsche (man sieht, die Reformer unter den Gymnasiallehrern machen mit den Volksschullehrern gemeinsame Sache) verfassten Specialprogramms weist zwar dem Minister die Wahl der Mitglieder des Erziehungsrathes zu: er darf sie aber nur aus wirklichen Sachverständigen ernennen, d. h. solchen Männern, „welche die theoretische und praktische Förderung der Volkserziehung mit Erfolg sich zur Lebensaufgabe gemacht haben.“ Fast naiv (was geschieht nicht alles Naives im begeisterten Revolutionsdrang?) wird in demselben Paragraphen hinzugefügt: „dass diese Voraussetzungen in höherem Grade auch von dem Minister gelten, versteht sich von selbst.“ Die sächsischen Gymnasiallehrer werden sodann zu besondern Versammlungen berufen, die erste derselben (vom 17.—19. Juli 1848)[1]) beschliesst den Zusatz zu jenem § 16, dass der Erziehungsrath ein Mitglied aus dem deutschen Gymnasiallehrerstand zählen müsse, welches vom Ministerium mit Berücksichtigung eines von den sächsischen Gymnasiallehrern gemachten Vorschlages zu wählen sei. Vor jener Versammlung der Gymnasiallehrer ruft Köchly aus:[2]) „Wir wollen sehen, ob jetzt die Reform noch tauben Ohren predigen wird! Sie wird es nicht.“ Weiter heisst es dort: „das deutsche Volk, erwacht und zu sich gekommen, schüttelt mit Verwunderung und Entrüstung den drückenden Alp des Lateinzwanges ab. Er gehört fortan der Geschichte an sowie die Hexen-

---

[1]) Bericht von Dietsch p. 26 und 27.

[2]) Vorrede zum 3. Heft der V. Bl.

processe. Dagegen wird die lang verzerrte alt-classische Bildung endlich zur Wahrheit werden.“ — Der Bund mit der Volksschule wird festgekittet: „nie wird ferner die Gelehrtenschule vergessen, dass auch sie zum Volk gehört, dass höher als aller Ruhm der Wissenschaft und gelehrter Forschung die Ehre des freien Bürgers steht, der seine staatlichen und gemeinlichen Rechte und Pflichten vollständig und gewissenhaft ausübt. — Wohl denn, wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern.“

Wenn wir in diesen begeisterten und zugleich geharnischten Worten den politischen Agitator, im edlen Sinne genommen, nicht verkennen können, so geben uns dann im Weitern die von Dietsch redigirten Berichte über die zweite Hauptversammlung der sächsischen Gymnasiallehrer (im December 1848 in Meissen) das Bild ziemlich friedlicher Debatten, selbst zwischen Köchly und Stallbaum. In der ersten Versammlung werden die Uebungen im Lateinsprechen wenigstens als nicht obligatorisch erklärt, in der zweiten zwar die von Köchly und Genossen nach den Dresdener Beschlüssen beantragte Priorität des Französischen mit 32 gegen 16 Stimmen abgelehnt, aber denn doch jenen zu lieb der Antrag angenommen: „es ist wünschenswerth, dass ein vaterländisches Gymnasium mit neun Classen mit der Priorität des Französischen den Anfang mache“, also hier wenigstens ein Versuch gestattet. Ob diese Nachgiebigkeit auf Rechnung des damals völligen Sieges der Revolution zu setzen ist, kann ich nicht bestimmt sagen; aber zu vergessen ist in jedem Fall nicht, dass mittlerweile (Herbst 1848) Köchly in eine quasi officielle Stellung als Rath oder Experte vorgerückt war: von dem damaligen Revolutionsminister von der Pfordten war er als der Mann der Situation beauftragt, einen Entwurf

zu einem sächsischen Unterrichtsgesetz zu machen; über denselben wurden bereits Verhandlungen gepflogen. Aber auf den lieblichen März folgte ein frostiger April; die zweite Kammer, deren Mitglied Köchly gewesen, ward im April 1849 aufgelöst, der Rumpf derselben, darunter Köchly, wagte die provisorische Regierung (Tzschirner, Todt und Heubner) zu wählen; Köchly, wegen seines gewaltigen Organes hierzu beauftragt, proclamirte dieselbe vor der versammelten Volksmenge mit revolutionärer Ansprache. Da requirirte die fürstliche Regierung preussische Bajonette zur Bekämpfung der Revolution, die sich vom 6.—9. Mai 1849 auf den Barrikaden Dresdens vertheidigte. Köchly, zwar nicht selbst an den Kämpfen Theil nehmend, ward in seiner Gartenwohnung durch eine einschlagende Granate sehr lebhaft an die ihm drohenden Gefahren erinnert; ein aufopfernder Freund (Zschetzsche) nöthigte ihn zur Flucht, zu welchem Behuf das prachtvolle Haar kurz geschnitten und Köchly mit einer Bauernkappe versehen, die mühsame Rolle eines Augenkranken spielend, auf langer gefahrvoller Flucht durch Sachsen, Frankfurt an der Oder, Berlin, Hamburg, Bremen, Amsterdam bis Brüssel entfliehen musste: in Zeit von vier Wochen waren seine früher rabenschwarzen Haare wieder gewachsen, aber sie zeigten Silberfarbe. Jeder von uns erinnert sich von dem ersten Auftreten Köchly's in Zürich des merkwürdigen Contrastes dieser Silberhaare mit dem von Gesundheit und Kraft strotzenden Aussehen und Auftreten des Mannes und seinem gewaltig rollenden Augenpaar. Mit der Reform des Unterrichtes war es vorbei — dem Rector Wunder von Grimma, der nach dem Schicksal des Unterrichtsgesetzes fragte, erwiderte der neue Minister: „ein Entwurf, an dem Köchly gearbeitet, kann niemals Gesetzeskraft er-

langen." Die politisch prononcirte Stellung Köchly's schadete seinen pädagogischen Ideen, die sonst selbst unter frühern Gegnern allmälig an Boden gewonnen hatten. Seit 1849, so berichtet uns der Sohn Wunder, ist kein sächsischer Gymnasiallehrer je mit ähnlichen oder andern Reformvorschlägen aufgetreten. Gleichwohl könne man nicht behaupten, dass die Mahnungen Köchly's in Sachsen selbst ungehört verhallt seien. Und wenn Köchly schon selbst im Jahre 1848 einmal einem Gegner bemerken konnte [1], er wolle ihm nur ganz leise in's Ohr flüstern, dass man allerdings hie und da seit einiger Zeit den alten Schlendrian in der Interpretation der classischen Schriftsteller an den Gymnasien abzustellen angefangen habe, und er wäre wohl im Stande zu sagen, wann und wodurch veranlasst, so hat auch eine nachhaltige Wirkung stattgefunden; denn derselbe Gewährsmann versichert, dass auch in Sachsen das Ueberwiegen der Grammatik bei der Interpretation gewichen sei, dass man jetzt mehr liest als früher, dass man mehr Rücksicht nimmt auf die Realien und den Gehalt des Gelesenen.

Das ist im Grunde das Wesentliche dessen, was Köchly wollte; manches von dem, was er vorgebracht, würde er wohl jetzt anders formuliren; auch darf man jetzt, nachdem die Sprachvergleichung, reifer geworden, die Formenlehre der classischen Sprachen umzugestalten begonnen hat, und unter diesem Einfluss gebildete junge Philologen in den Stand gesetzt sind, vorausgesetzt, dass sie vor Allem pädagogisches Maass und Tact zu bewahren wissen und nicht *ὅλῳ τῷ θυλάκῳ* ihre Weisheit ausschütten, das formale Element geistvoller zu behandeln, als es früher

[1]) Verm. Bl. I S. 100.

möglich war, die Sprachen selbst wieder mehr als direct den Geist bildend bezeichnen; aber auch so bleibt Köchly's Grundgedanke vollkommen unangetastet bestehen, dass in den mittlern und obern Classen wenigstens die sprachliche Rücksicht hinter der sachlichen und historischen, kurz hinter der allseitigen Würdigung des Inhaltes der Autoren zurückzutreten hat.

Exil 1849—1850.

Die Zeit des Exiles Köchly's, welches er vom Sommer 1849 bis Ostern 1850 in Brüssel zubrachte, wohin mittlerweile seine junge Gattin, Anna Rosalie Saling von Berlin, seit 1847 ihm angetraut, nachgefolgt war, wird bezeichnet durch energische, von seiner geistigen und körperlichen Gesundheit zeugende Wiederaufnahme seiner wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere der grossen Ausgabe des Quintus Smyrnæus. In der Vorrede zu diesem Werke beschreibt er die Geschichte desselben mit folgenden Worten: Ne multa; non prius ad Quintum redeundi potestas facta est, usque dum, rerum publicarum conversione a libertate in servitutem vergente (beiläufig gesagt eine hübsche lateinische Uebersetzung des Begriffes der politischen Reaction) civilis discordiæ flamma ambustus Bruxellas profugus proscriptusque deveni. Ibi necessarium otium nactus, simul gravissimi mœroris leniendi gratia haud illibenter pristina studia refovi . . . tum tanto fervore in Quintum me ingurgitavi, ut intra duorum triumve mensium spatium et notas et prolegomena conscriberem . . . . . Ita cuius operis fundamenta ieci Lipsiæ, specimina proposui Saalfeldiæ, initium feci Dresdæ, id tunc ad finem perduxi Bruxellis, ei nunc præfatus sum Turici. Insbesondere die in so kurzer Zeit bewerkstelligte Herstellung seiner Prolegomena, nachdem ihm früher ein Koffer, worin die Collectanea dafür ent-

halten waren, abhanden gekommen, muss in Anbetracht der minutiösesten, gründlichsten Darlegung des Sprachgebrauches des Dichters, die darin in einer Ausdehnung gegeben ist, wie wir sie in späteren Arbeiten Köchly's nicht mehr finden, als eine ganz erstaunliche Leistung bezeichnet werden.

So hatte ihn die Revolution zwar aus seiner Carrière herausgerissen, aber zugleich ihn sich wieder selbst zurückgegeben. Noch mehr, sie verschaffte ihm schneller, als es ihm sonst vergönnt gewesen wäre, den akademischen Lehrstuhl. Ich war Zeuge, wie Köchly später — wenn ich mich recht erinnere, an der Augsburger Philologenversammlung — mit einem alten Freund die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 besprach und der Freund ihm bemerkte, dass er wohl damals zu weit gegangen sei: „Ich habe es, ganz abgesehen von meiner politischen Ueberzeugung, unter keinen Umständen zu bereuen," antwortete Köchly, „denn weisst Du, hätte ich mich damals nicht so lebhaft betheiligt, wäre ich wohl jetzt Gymnasialdirector in einer obscuren Stadt Sachsens."

Im December 1849 nämlich wurde Köchly unter dem Erziehungsdirector Alfred Escher, nachdem er sich auf die öffentliche Ausschreibung hin gemeldet hatte, als Nachfolger Orelli's an die Hochschule Zürich berufen. Nicht am wenigsten hatten die Köchly'schen Reformpläne im Gymnasialwesen auf die Erziehungsbehörden Eindruck gemacht. Mit freudigen Hoffnungen, welche die Fragezeichen, mit denen die damalige „Eidgen. Zeitung" seine Wahl und seine Antrittsrede begrüsste, nicht herabzustimmen vermochten — wusste er ja doch, dass die Befürchtung, man hätte einen politischen Agitator berufen, bald genug verstummen werde — trat Köchly sein Amt an. Etwas mehr als die

Zweifel einiger politisch Conservativen machte es ihn stutzig, als auf seine Frage, wie viel Philologiestudirende es in Zürich gebe, der erste sich bei ihm inscribirende Student mit der Zahl 2 antwortete. Hätte er damals schon in der neuen Universität mit der prachtvollen Alpenaussicht zu dociren gehabt, so hätte er wohl auch wie ein späterer Professor, der aus einer grossen Universitätstadt nach Zürich versetzt worden war, in der ersten Stunde geseufzt: „Ach, wie viele Berge sehe ich und wie wenig Studenten.“ Aber es kam doch besser als es im Anfang schien; nicht nur wurden Köchly's Vorlesungen und seine philologische Gesellschaft auch von Angehörigen anderer Facultäten benutzt, sondern es gelang ihm auch, den einen oder andern, der in seiner Studienrichtung noch unentschieden war, für die Philologie zu bestimmen. Unter diese rechne ich auch mich mit dem Gefühle unauslöschlicher Dankbarkeit; seine Vorlesungen und Uebungen einerseits und die freilich ganz anders gearteten und auf anderem Sprachgebiet sich bewegenden Collegien Hitzigs haben meine Wahl entschieden.

Zürich und Heidelberg. Es gebricht mir an Zeit, die treffliche, vielseitige und anregende Wirksamkeit Köchly's in Zürich (1850—1864) im Einzelnen zu schildern. Es war, wie er selbst oft versicherte, die schönste Zeit seines Lebens; sein Wirken für die classische Philologie schloss sich damals mit dem Wirken von Männern wie J. Frei, H. Schweizer-Sidler, S. Vögelin an der Hochschule zu einem schönen Ganzen zusammen — anderer verwandter Strebungen, wie der antiquarischen Gesellschaft, mit Männern wie F. Keller, Meyer-Ochsner, an die er sich sofort anschloss, hier nicht zu gedenken. Vielen von Ihnen ist das Alles noch in lebendiger Erinnerung, andern

durch die Tradition bekannt: begnügen wir uns daher mit einigen Pinselstrichen.

Die litterarisch-wissenschaftliche Thätigkeit Köchly's erstreckt sich zunächst auf Homer und die spätern Epiker, bildet also die Fortsetzung der Studien, durch die er bis jetzt allein in der philologischen Welt seinen Namen bekannt gemacht hatte. In einer Reihe von Programmen vertieft er sich immer mehr in die scharfsinnige Weiterbildung der Lachmann'schen Liedertheorie, welche ihren äussern Abschluss findet in der Herausgabe der 16 Einzellieder der Ilias 1861 [1]), wo er sich stolz als Turicensis bezeichnet, nachdem ihm die Stadt Zürich das Bürgerrecht in Anerkennung seiner Verdienste auch um ein weiteres Publikum geschenkt hatte; 1862 dehnt er auch seine Forschung auf die Odyssee aus. [2]) Ebenso beschäftigte er sich (1861) mit einer Analyse Hesiods, die er dann später in einer Gesammtausgabe dieses Dichters, deren wichtigster zweiter Theil aber nie erschien, abzuschliessen gedachte. Eine Reihe anderer Arbeiten (Programme) setzte die Kritik der spätern Epiker fort. Darf die Homer-Kritik vielleicht als die nach aussen glänzendste Leistung bezeichnet werden, so steht ihr aber doch wohl an wirklich positiver Förderung der Wissenschaft nach meiner unmassgeblichen Ansicht die letztere insofern voran, als die Homerkritik auf einem schlüpfrigeren Boden sich bewegt; diesen aber wirklich fest zu machen wird dem Scharfsinn der Gelehrten aus dem Grunde kaum ganz gelingen, weil bis auf die Zeit des Peisistratos oder wenigstens die letzten demselben vorangehenden Jahrhunderte der homerische Sangesstrom in stets lebendigem Flusse war.

[1]) Leipzig, Teubner.

[2]) Vortrag an der Philologenversamml. zu Augsburg; Programme.

Eine zweite an neuen Resultaten fruchtbare Gruppe bilden die Arbeiten auf dem Felde der antiken Kriegsgeschichte, der griechisch-römischen Kriegsschriftsteller und die damit zusammenhängenden Forschungen über Cäsar, ein Unternehmen, in welchem er den höchst glücklichen Griff that, sich mit Rüstow, einem anerkannten Militärschriftsteller, zu vereinigen. Es ist bekannt, wie diese Forschungen, die freilich im Einzelnen sowohl nach litterarisch-philologischer als nach technischer Seite der Modification und Weiterbildung fähig sind, von der Wissenschaft wie von der Schule freudig begrüsst wurden. Auch hievon geht die Wurzel auf eine frühere Zeit zurück, wie Köchly selbst erzählt.[1]) Als Dresdener Gymnasiallehrer hatte Köchly Xenophon, Arrian, Cäsar, Curtius zu erklären. Getreu seinem Standpunkte wollte er sich nicht begnügen, den Text übersetzen zu lassen, sondern er gab sich Mühe, eine lebendige Anschauung der Sachen zu ermitteln. Er studirte eifrig, was die bisherige Alterthumswissenschaft in den Kriegsalterthümern geleistet, kam bald zur Ueberzeugung, dass das bisher Gebotene nicht recht mit den Quellen zusammenstimme. Seine eigenen Kräfte aber schienen ihm hiefür nicht zu genügen. Er dankt nun in Zürich dem Glücke, dass die gleichen Wellen der Revolution auch Rüstow wie ihn selbst an diesen Hafen gespült hatten. Dabei ist er wohl eingedenk einer von ihm später citirten Aeusserung G. Hermanns,[2]) dass Xenophon de re equestri deswegen bis jetzt nur schlecht erklärt worden sei, weil die einen Erklärer sich wohl auf's Reiten,

[1]) Winterprogramm der Zürcher Universität 1851/1852: de libris tacticis qui Arriani et Aeliani feruntur.

[2]) Hermann, Opusc. I. p. 117.

nicht aber auf's Griechische, die Philologen dagegen wohl auf's Griechische, dagegen nicht auf's Reiten verständen. Da G. Hermann selbst mit Virtuosität die Reitkunst übte, zeigte er an einem Beispiele, was noch zu leisten sei.

Endlich hat Köchly, neben vereinzelten Leistungen in Theokrit u. s. w. in Zürich, wie in Vorlesungen mannigfach, so auch litterarisch sich mit dem griechischen Drama beschäftigt, insbesondere mit Euripides Iphigenia Taurica, worüber mehrere Programme als Beigaben zu seiner bekannten geschmackvollen, kritisch kühnen Ausgabe des Stückes mit deutschen Anmerkungen erschienen.

Seine wissenschaftliche Arbeitsweise, litterarisch wie in Vorlesungen, charakterisirt sich durch lebendige, rasche Auffassung, durch die Gabe sich lebhaft in die Lage und die Stimmung des Autors oder der von ihm dargestellten Persönlichkeiten zu versetzen. Am besten gelang ihm dies bei seiner in Liebe und Hass kräftigen, markigen, pathetischen, aber zugleich für Humor und Satire empfänglichen Natur bei den Autoren, die selbst diese Charakterzüge aufweisen: Aeschylos (besonders Prometheus, Perser), Aristophanes, Demosthenes. Diese dramatische Fähigkeit Köchly's trat schon drastisch in dem Vortrag des griechischen Textes dem Zuhörer packend entgegen. Hier hatte er sich offenbar G. Hermann zum Muster genommen, von dem er erzählt, [1]) dass schon die ersten griechischen Worte, die er aus dessen Munde gehört, die so einfach nüchternen des Euripideischen (von Aristophanes in den Fröschen um seiner Nüchternheit willen verspotteten) Prologes

Πέλοψ ὁ Ταντάλειος εἰς Πῖσαν μολὼν

einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hätten.

[1]) G. Hermann, S. 75.

Er erzählt weiter, wie Hermanns Vortrag mit grosser Virtuosität allen dargestellten Stimmungen sich anzupassen wusste und wie vollends etwa der Eumenidenchor aus dem Munde Hermanns wahrhaft markerschütternd wirkte. Sichtlich hat Köchly, dessen Organ übrigens noch kräftiger und klangvoller als dasjenige des die Tabakspfeife den ganzen Tag im Munde führenden G. Hermann gewesen sein muss, diese Kunst des Vortrages noch mehr ausgebildet als Hermann. Wenn ich vorhin bemerkte, dass Köchly für Vortrag und lebendiges sich Hineinversetzen insbesondere in die Rolle markiger und leidenschaftlicher Naturen bei den Alten congenial angelegt war, so ist zugleich auch damit die Schranke seines Reproductionstalentes bezeichnet: feinere, philosophisch und dialectisch verfahrende Autoren, weicher gestimmtere und zarter angelegtere Naturen zu reproduciren und geduldig zu erklären gelang ihm weniger, wie er es in der That nur selten versuchte. Für ein Gebiet, das im Alterthum eine grosse Rolle spielte, das aber vielen sonst noch so trefflichen modernen Gelehrten nur halb verständlich ist, für das Gebiet des politischen Lebens hatte er besonders offenen Sinn; hier zeigte er oft gesunderes Urtheil und überraschendere Combinationsgabe als manche Andere, die für Einzelerklärung im Gebiete der Redner und Historiker mehr geleistet haben. Es ist mir dies ganz besonders aus seiner Auffassung des Aristophanes (wobei ich die Abhandlung über die Vögel[1]) weniger betonen möchte, als die mündliche Erklärung der aristophanischen Stücke überhaupt) und des Demosthenes erinnerlich, welch' letztern er auch in einem glänzenden Redecyclus dem Zürcher Publikum nahe gelegt hat. Manches in dem oft im Einzelnen willkürlich

[1]) Gratulationsschrift für Böckh, 1857.

verfahrenden, aber sicher einen gesunden Kern enthaltenden Buche von Müller-Strübing: „Aristophanes und die historische Kritik“ (Leipzig 1873) erinnert, obwohl ganz unabhängig von Köchly entstanden, vielfach an die Köchly'sche Auffassung. Es ist zu beklagen, dass Köchly bei seiner Vielseitigkeit, in der er manchen übertraf, der in der Gelehrtenhierarchie einen höhern Rang beansprucht, gerade mit Beziehung auf diese Schriftsteller Aristophanes und Demosthenes, von denen er eine so richtige und plastische Totalanschauung hatte, nicht Zeit fand, sie in's Einzelne hinein zu verarbeiten und die Resultate seiner Untersuchungen zu veröffentlichen. Vielleicht würden dann solche objectiv sein sollende Darstellungen, die im Grunde psychologische Fratzen sind, wie die neueste Zeit sie hervorgebracht hat, wie dass z. B. Demosthenes ein elender Advokat, Aeschines ein weiser Staatsmann war, dass Demosthenes schon als 18jähriger Junge darauf ausging, seine Vormünder um 10 Talente zu beschwindeln (und nicht umgekehrt), sich nicht an das Licht des Tages wagen. Auf eine Seite der philologischen Thätigkeit erübrigt noch einzugehen, wir meinen das Gebiet der Texteskritik. Speramus tamen fore ut recte emendare discas, hatte G. Hermann, wie wir oben sahen, dem jungen Studirenden bei seiner Aufnahme in die griechische Societät zugerufen. In dem Briefe, in welchem Köchly dem Lehrer diese Worte in's Gedächtniss zurückrief, sagte er: et tunc strenue operam dedi, ut recte emendare discerem, et nunc studebo, si quid fortasse didicisse olim visus fuerim, id ne aliis diversisque interjectis negotiis dedidicisse coarguar. Die Hoffnung Hermanns hat sich erfüllt: Köchly gehörte unstreitig zu den glücklichen Conjecturalkritikern, und zwar zu denjenigen, die diese Kunst noch nach der ältern Weise Hermanns

übten. Wohl war es schon damals längst Brauch, Handschriften zu vergleichen und auszubeuten, und Köchly hat dieses Geschäft in ausgiebiger Weise an den Epikern und Kriegsschriftstellern vollzogen; aber die Texteskritik selbst wurde von Hermann und so auch noch von Köchly mehr eklektisch geübt, während gleichzeitig zunächst durch Immanuel Bekker, durch die Lachmann'sche und Ritschl'sche Schule durch eine Reihe von andern Philologen, Hermannianern und andern eine mehr methodische Richtung sich Bahn brach, welche darauf ausging, die Handschriften zu classificiren, nach Familien zu ordnen und darnach erst Regeln der Kritik zu gestalten. Das war weniger Köchly's Sache, wie er denn auch in Vorlesungen und Interpretirübungen nicht nach der Weise verfuhr, die wohl Ritschl am mustergültigsten und wirksamsten geübt hat, ich meine durch sorgfältige, fein ausgesponnene Erwägungen des Für und Wider sämmtliche Möglichkeiten zu zergliedern und schliesslich die Conjectur als nothwendig sich ergebenden Schluss einer Kette von Beweisführungen hervortreten zu lassen, mochte sie nun wirklich auf diesem mühsamen Wege entstanden sein oder, durch geniale Spontaneität geworden, noch nachträglich dieser Feuerprobe unterworfen werden. Diese dialectische Zergliederung vertrug sich weniger mit dem lebhaften Temperamente Köchly's und muss er daher mehr zu den genial-kühnen als methodischen Texteskritikern, wenigstens in seiner spätern Periode, gerechnet werden. Die Beschäftigung mit der Emendationskunst an sich, zu der er entschiedene Befähigung hatte, war ihm angenehm; aber er war zu sehr erfüllt von einer lebendigen Auffassung des classischen Alterthums, zu sehr über den Buchstaben erhaben, als dass er sich nicht gelegentlich über diejenigen ereifert

hätte, die ihm die Texteskritik als Zweck und nicht als Mittel zum Zwecke zu betrachten schienen. Ja es entfielen etwa seinem Munde Aeusserungen, die zu dem falschen Schlusse führen konnten, als ob er die Conjecturalkritik geringschätzen würde, Aeusserungen, die in ihrer Schroffheit wie ein Selbstwiderspruch erschienen. Solchen begegnen wir zum ersten Mal während seiner pädagogischen Reformthätigkeit, wo er einem Gegner zuruft, er sei gewiss „ein Freund von Conjecturen und dergleichen Belustigungen“;[1]) obschon er damals wie später, wenn er sich ähnlich äusserte, nur die ausschliessliche Beschäftigung hiermit, die er auch im philologischen Seminar nicht gelten lassen wollte, gemeint hat. Insbesondere waren ihm die sogenannten Variæ lectiones und kritischen Miscellen in den philologischen Zeitschriften verdächtig, besonders wenn ihm entgegenzutreten schien, dass sie nicht aus gründlicher Vertiefung in die Autoren, sondern mehr aus der ersten Lectüre als Randglossen entstanden waren. Da konnte er dann einseitig werden und in Bausch und Bogen verwerfen, was sich ihm in dieser Form darstellte, während er in Wirklichkeit die Texteskritik von einem jeweilen zu behandelnden Autor gerne selbst betrieb und Freunde und Schüler dazu aufforderte.

Mit dieser Abneigung gegen eine gewisse Art philologischer Schriftstellerei, wie sie in Zeitschriften gelegentlich zu Tage tritt, hing eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die letztere überhaupt zusammen; es gehörte zu den Einseitigkeiten, wie sie bei kräftigen Männern oft hervortreten, dass er die Zeitschriften im Ganzen wenig las und noch weniger sich activ dabei betheiligte. Eine gewisse Isolirt-

---

[1]) Verm. Blätter I, S. 105, Note.

heit in seiner letzten, der Heidelberger Periode (1864—1876) war die Folge davon. Aber auch als Schriftsteller im Allgemeinen bethätigte er sich in dieser Periode nur noch selten, es ward, je älter er wurde, ihm die lebendige Mittheilung durch das Wort immer mehr zum Herzensbedürfniss; es ist, als ob er immer mehr sich an die Worte Platons im Phædros angeschlossen hätte: „Die wahre Schrift, deren Schattenbild die Buchstabenschrift, ist die lebendige Rede, die in die Seele des Lernenden geschrieben wird.“

Aber nicht blos in lebendiger Rede wollte er das classische Alterthum reproduciren, wovon eine Reihe öffentlicher Vorträge in Zürich, wie später in Deutschland, Zeugniss ablegen, von denen eine erste Serie bekanntlich auch mit gelehrten Excursen versehen im Drucke erschien, [1]) sondern er meinte auch, es sollte insbesondere durch Aufführung antiker Dramen das Alterthum wieder bei uns Fleisch und Blut gewinnen. Als ich ihm die kleine Mittheilung über die Aufführung des Aristophanischen Plutos in Zürich im Jahre 1531 [2]) zugeschickt hatte, schrieb er mir am 29. August 1874: „Diese Mittheilung ist von ausserordentlicher Bedeutung für die Liebe und das Geschick, womit jene alten Humanisten das classische Alterthum lebendig zu machen wussten. In dieser Beziehung stehen wir leider hinter ihnen zurück.“ Demgemäss hat er denn auch von befreundeten Kräften unterstützt den Euripideischen Kyklops musicalisch mundiren und denselben sowohl in Heidelberg als bei seinem Besuch in Zürich 1875 durch uns dramatisch vortragen lassen. Ein grösseres

---

[1]) Academische Vorträge und Reden, Zürich 1859. I. Band.

[2]) Aufführung einer griechischen Komödie in Zürich am 1. Januar 1531. Zürich 1874.

Unternehmen war die musicalische Mundirung und Aufführung der Aeschyleischen Perser, wozu er eine übrigens prächtige deutsche Uebersetzung und eine eigene poetische Ergänzung des nach seiner Annahme lückenhaften Schlusses gefertigt hatte; diese sollte, nachdem dafür Mitglieder des Theaters gewonnen waren, auf der Bühne zur Ausführung kommen. Noch lebt ferner in Aller Erinnerung, wie er auf der Heidelberger Philologenversammlung, deren Präsident er war, die antiken Marschübungen durch die Schüler, die Uebungen mit Pilen und endlich die Schiessübungen mit Katapulten durch badische Artilleristen in belehrendster Weise dem erstaunten Zuschauer vorführen liess.

Für diese lebendige Rede aber, die er in die Seele von uns Lernenden schrieb, für die lebendige That, mit der er sie oft begleitete, sind wir ihm allezeit dankbar, dankbar für die Kraft, mit der er sie in unser Gedächtniss einzuschreiben verstand. Auch die Kraft seiner Polemik schien mit seiner ganzen Persönlichkeit verwachsen und naturwüchsig — eine Polemik, die er nicht blos auf dem Katheder, sondern wo er sich in seinen Lieblingsideen misskannt oder angegriffen glaubte, auch in Kreisen von Amtsgenossen gelegentlich heftig geführt haben soll — soll, sage ich, denn wir ältern wie jüngern Schüler wir haben nie die Erfahrung gemacht, dass er uns eine Ueberzeugung aufdrängen wollte. Wir müssen es vielmehr bezeugen, dass er sachlich gehaltene Opposition gegen von ihm geäusserte Ansichten mit der grössten Geduld und Aufmerksamkeit hinnahm. In dem Kreise seiner Schüler haben wir nie die Spur von Bitterkeit oder Gereiztheit, die zuweilen in seinem Amtsleben sich geltend gemacht hat, an ihm wahrgenommen; namentlich in der letzten

Zeit und von Heidelberg aus hat er sich stets als der unsrige gefühlt und uns fast regelmässig im Herbste besucht. Das Photographieenalbum, das ihm seine ehemaligen Schüler und Zuhörer aus der Schweiz wie aus Baden bei Anlass seines vierzigjährigen Doctorjubiläums übersandten, hat ihm, wie er in einem Briefe von Pfingsten 1875 versichert, „eine ebenso grosse wie dauernde Freude gemacht." Ebendaselbst beauftragt er mich: „Wollen Sie allen meinen Schweizerfreunden vorläufig, wo sich die Gelegenheit findet, meinen besten Dank dafür sagen. Selbstverständlich werde ich mich noch besonders dafür revanchiren." Die Gelegenheit wird mir leider erst jetzt bei Anlass seines Nekrologes zu Theil.

Das Heimweh nach der Schweiz, nach der antiquarischen Gesellschaft, dem von ihm gegründeten philologischen Kränzchen in Zürich insbesondere wurde allerdings in dem Maasse in Köchly stärker, je mehr allerlei Misshelligkeiten und Missverständnisse seine Heidelberger Wirksamkeit verbitterten. Ohne dass wir im Stande wären oder beanspruchten, diesen Differenzen auf den Grund zu gehen, darf daran erinnert werden, dass dieselben wesentlich die Frage betrafen, wie das philologische Seminar, wie die Vorbereitung künftiger Gymnasiallehrer am zweckmässigsten einzurichten sei: denn für das Wohl der Schule hat sein Herz zu schlagen nie aufgehört. Ein Pendant hiezu bildet die Thatsache, dass er als den tiefsten Grund seines Wegganges von Zürich, wie er mir noch 1867 am 3. März von Heidelberg aus schrieb, stets die Zürcher Grossrathssitzung vom 23. December 1859 bezeichnete, welche das Griechische facultativ machte; was er als einen schweren Schlag gegen seine Bestrebungen und gegen die wahre Gymnasialbildung empfand.

Das Jahr 1876 sollte auch noch seinen eigenen Gedanken einen Wendepunkt in seiner Stellung bringen. Da gedachte er zunächst eine sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, in Gesellschaft des ihm befreundeten Erbprinzen von Meiningen das Land seiner Sehnsucht, Griechenland, zu schauen; dann aber, hiedurch gestärkt, sich von allem äussern Getriebe zurückzuziehen und in ähnlicher Weise, wie seinerzeit in Brüssel, auf seinem freundlichen Landsitze Neuenheim, den er sich bei Heidelberg erbaut hatte, seinen Studien mit erneutem Eifer obzuliegen, und als sexagenarius, aber nicht als sexagenarius de ponte, wie er lächelnd hinzufügte, die Arena wissenschaftlich-litterarischer Thätigkeit nach langer Unterbrechung wieder zu betreten. Insbesondere sollte die Vollendung einer Ausgabe von Aeschylos Persern mit Uebersetzung und Commentar, etwa in der Weise von Otfried Müllers Eumeniden, ferner die längst beabsichtigte Ausarbeitung einer Geschichte der griechischen Litteratur, wenigstens soweit sie Nationallitteratur war, sein nächstes Ziel sein; ja er trug sich sogar zuweilen mit dem allerdings noch nicht fixirten Gedanken, sein 40jähriges Lehrerjubiläum 1877 mit der Resignation von seiner Professur zu verbinden, um ausschliesslich der litterarischen Arbeit zu leben. Ob er freilich zur Ausführung dieser weitgehenden Pläne die Kraft gefunden hätte, wer vermag das zu sagen?

Die Vorsehung hat es anders gewollt. Nachdem er noch im Anschauen von Hellas geschwelgt, hat ihm das Schicksal den schnellen Rücktritt vom Amte schmerzvoll, aber doch vielleicht weniger schmerzvoll, als ihm der Entschluss dazu geworden wäre, durch jähe Krankheit und Tod bereitet.

Und in den Tagen des schweren Krankenlagers, da

verliess ihn zuweilen, wohl die Kraft der Erinnerung an das Vergangene; da war er zu schwach, der geliebten Gattin, die nach Triest herbeigeeilt war, um ihn zu pflegen, die in Briefen so lebendig und begeistert gegebene Schilderung seiner Erlebnisse auf dem classischen Boden mündlich fortzusetzen, aber er war hellsehend genug, die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes einzusehen, Mann genug zu erklären, dass er den Tod nicht fürchte, und als Humanist alten körnigen Schlages am 31. October (mehr als einen Monat vor seinem am 3. December 1876 erfolgten Tode) sich selbst die Grabschrift zu verfassen. Sie ist mit folgenden abgebrochenen Bemerkungen im Tagebuch begleitet: „was ich am Freitag im ärgsten Schmerze gemacht habe — . . . aber es ist zu hart . . . nun aber verwerthen wir was wir gewonnen haben, so gut wir können und lassen das Verlorene fahren.“ Die Grabschrift selbst aber lautet:

Ἀρμίνιος Κοιχλύς, ὅ τ᾽ ἀεί τ᾽ ἐπόθησεν, Ἀθήνας
ὀψὲ τυχὼν ἰδέειν, μοῖραν ἴδεν θανάτου.

